Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 40

Artikel: Vom Sonnenscheinsammeln

Autor: Keller, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646395

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein brennender Oeltank.

Brennender Oeltank wenige Sekunden später mit einer 20 cm hohen Schaumschicht.

Kälte wässeriger Salzlösung innewohnt. Sein Gewicht ist nur zirka ein Achtel des Wassers. Der Schaum ist bedeutend leichter als die leichteste brennbare Flüssigkeit und wird also auf dieser schwimmen. Infolgedessen ist der Schaum nicht allein ein hervorragendes Mittel zum Ablöschen von Bränden fester Stoffe, sondern zugleich eines der besten Mittel um Brände feuergefährlicher Flüssigkeiten niederzukämpfen. Nach einiger Zeit zergeht der Schaum und setzt bei Anwendung z. B. auf einen Benzintank die in ihm enthaltene neutrale Salzlösung am Boden des Tanks ab. Man kennt zwei Verfahren: das „nasse", bei dem zwei getrennt gelagerte Salzlösungen mit der Inbetriebsetzung des Apparates zusammengegossen und so zur Reaktion gebracht werden, und das „trockene", bei welchem erst während der Benützung des Apparates durch Druckwasser die trockenen Chemikalien aufgelöst werden und zur Reaktion kommen. Nach dem „nassen" Verfahren arbeiten die Handspritzapparate, die lediglich durch Umdrehen — wodurch die Mischung der Chemikalienlösungen erfolgt — in Betrieb zu setzen sind. Die nach dem „trockenen" Verfahren arbeitenden Apparate ergeben eine ganz bedeutende Leistungsfähigkeit und sind für kontinuierlichen Betrieb besonders geeignet. Dazu kommen noch sogenannte stationäre Anlagen.

Gelungene Experimente wurden letzten Frühling auch in Bern auf der Schützenmatte mit einem sogenannten Iffa-Schaumlöscher gemacht. Die hier beigefügten Bilder sind Aufnahmen von einem in Zürich ausgeführten Demonstrationsversuch.

Vom Sonnenscheinsammeln.

Eine Erinnerung von Walter Keller.

Wenn mein Freund Arnold zu mir kam, so gingen wir gerne hinab zu einem Tannenwäldchen, das unterhalb der Wiesen unseres Schlosses auf einer kleinen Felsterrasse stand. Das war unser Lieblingsplatz, denn es rieselte da ein silberhelles Bächlein vorüber, in dessen Grund sich rote und blaue Wiesenblumen wie zierliche Elfenkinder spiegelten. Dann stürzte es über eine kleine Felswand hinab, bildete daselbst einen Wasserfall und schoß hierauf mit wichtiger Eile zwischen Weidenbäumen weiter, die untere Wiese abwärts, bis es in einen Teich einmündete, worin gelbe Bachbummele und Wasserrosen blühten, Frösche auf großen, herzförmigen Blättern saßen und quakten und „Roßköpfe" umherschwammen.

Im Schatten dieses kleinen Waldes spielten wir am Bache, legten aus Aesten und Zweigen einen kleinen Steg hinüber, an dem wir auf beiden Seiten ein Geländer anbrachten. Arnold zog dann sein Kaufmannswägelchen, das mit zwei Pferden bespannt und mit hübschen kleinen Fäßlein und Warenballen beladen war, über diese Brücke.

Unterhalb des Steges bauten wir eine kleine Wassermühle, deren Radschaufeln wir mehr oder weniger kunstgerecht aus Schindeln herstellten, und die vom rasch fließenden Wasser lustig herumgetrieben wurden. Ein Hammerwerk, versehen mit einem hemmenden Stäbchen, das in ein Zahnrad eingriff, mußte das klappernde Geräusch nachahmen. Dann summten wir dazu das Lied, mit dem mich die gute Mutter so oft in Schlaf gesungen hatte:

Es klappert die Mühle am rauschenden Bach,
Klipp klapp, klipp klapp, klipp klapp.

Auf meinem kleinen Stoßkarren schafften wir vom Seeufer her Sand herbei, daß uns die Stirn glühte und die Schweißtropfen über das Gesicht herunterperlten. Und bald hatten wir einen ordentlichen Sandhaufen aufgetürmt und legten darin Bergstraßen, Brücken und Tunnel an. Hätten wir damals eine Eisenbahn mit Schienen gehabt, wie heutzutage viele Kinder, was hätten wir nicht alles auf diesem Sandhaufen bauen können! Aber wir wußten uns zu helfen und zimmerten uns zwei Rollwägelein aus Holz mit eisernen Rädern, die ich von einem früheren Spielzeug noch aufbewahrt hatte; und bauten uns aus Fadenspulen eine Lokomotive dazu, deren Räder aus hölzernen Münsteisteinen bestanden. Welch ein seliges Glück, als dieser selbstangefertigte Eisenbahnzug nach vielen Versuchen zur Abfahrt bereit stand. Wir hatten den Stolz, unser Spielzeug selbst angefertigt zu haben, eine Freude, die so viele Kinder entbehren müssen, denen alle Spielsachen fertig geschenkt werden.

Aber noch fehlten die Reisenden. So lud ich denn meine Schwester Gretchen ein, an der Eröffnung teilzunehmen, unter der Bedingung jedoch, daß sie uns als Passagiere ihre Puppen und zierlichen Aeffchen aus buntgefärbter Watte leihe, wie man sie auf dem Jahrmarkt damals kaufen konnte. Dann zogen wir unseren Eisenbahnzug an einem Schnürchen durch die verschiedenen Tunnel und über die Brücken und Schluchten unseres Sandgebirges.

Zum Abschluß des Einweihungsfestes sollten die Aeffchen noch eine Wasserfahrt unternehmen dürfen. Wir setzten also je eines auf einem Papierschifflein in den Bach. Sobald aber die Schiffe über den Wasserfall herunterschwammen, fielen zu unserem Ergötzen alle Insassen ins Wasser und trieben dem Meere, das heißt dem Weiher zu, wo wir die armen Schiffbrüchigen mit Stangen und Rechen herausfischen mußten.

Nachdem wir derart unsere Baukünste an dem Sandhaufen erprobt hatten, legten wir an der kleinen Berghalde, die zu unserem Tannenwäldchen führte, schmale Wege an, die sich im Zickzack hinabzogen. Dann holten wir im Wald oben, in der sogenannten „Stokkete" (oder im Jungwald) niedliche kleine Tannenbäumchen und pflanzten sie hier an die grüne Halde. Und als Krönung trug ich insgeheim aus unserem Wohnzimmer das geschnitzte Bernerhaus herbei samt einer Schachtel reizvoll aus Holz geschnitzter Tiere, die uns der Vater einmal von einer Reise am Brienzersee zum Andenken mitgebracht hatte. Dann stellten Gretel, Arnold und ich diese Herrlichkeiten, die Kühe, Ziegen und Schafe samt einem Schäferhund rings um das Bernerchalet, und so zauberten wir uns eine kleine Gebirgslandschaft vor.

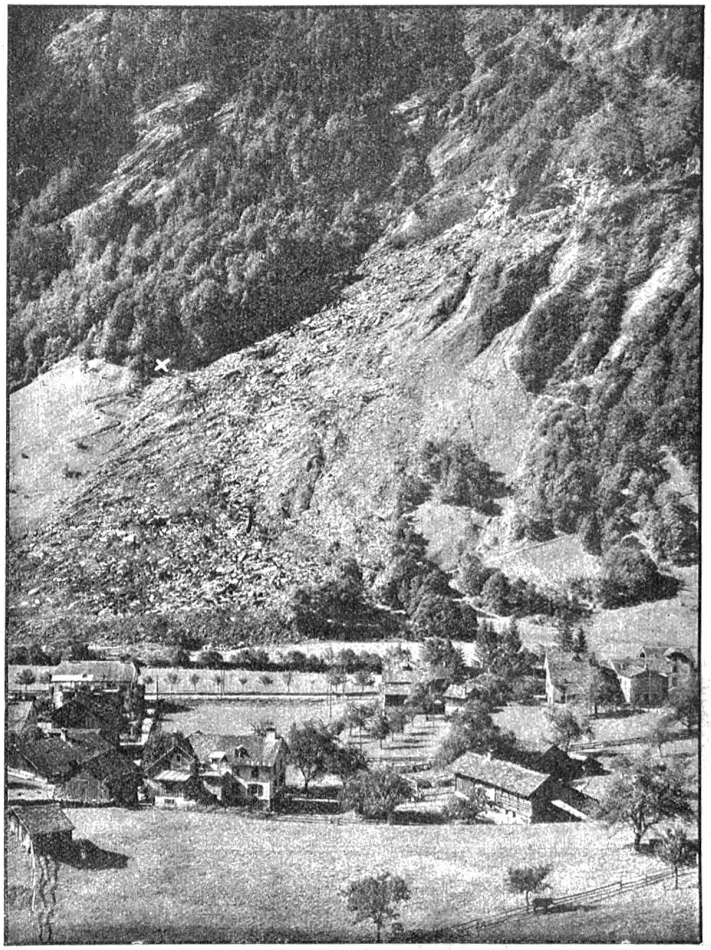
Nachmittage lang saß ich dann, wenn Arnold nicht kommen konnte, allein in seliger Einsamkeit dort unten im Tannenversteck, legte mich auf den Rücken ins weiche Moos, ließ die Musikdose im Bernerhäuschen ihre Lieder spielen und schaute den Wolken zu, wie sie in ihrem weißen, duftigen Sommerkleid still über mir am Himmel dahinzogen und hernach am Waldhang oben oder hinter den vier Türmen unseres Schlosses verschwanden. Oben am Eichbaum ganz in der Nähe schaute ein Eichhörnchen, das an einer Nuß knapperte, mit klugen, glänzenden Augen neugierig auf mich herab.

Dann wieder beobachtete ich die Sonnenstrahlen und Sonnenstäubchen, die zwischen den grünen Tannenzweigen wie auf einer Himmelsleiter auf und nieder spielten. Und es kam mir der Gedanke, weil sie so schön golden waren, sie in ein Schächtelchen einzufangen. Ich holte also die Nähschatulle meiner älteren Schwester, leerte den Inhalt zu ihrer jedenfalls nicht sonderlichen Freude aus und lief damit zum Wäldchen hinab. Dort stellte ich sie auf den Moosteppich und machte nach einer Weile, indem ich glaubte, die Sonnenscheinchen blieben wie ein Schmetterling auf einer Blume sitzen — schwupp! den Deckel zu. Doch quälte mich immer die Befürchtung, es könnten die Sonnenstrahlen wieder zum Schlüsselloch hinaus entwischen und ich guckte durch das Löchlein und sah, daß innen alles finster war. Also machte ich den Deckel wieder auf, ließ einen ganzen Reigen von Sonnenstrahlen hineinspazieren, verklebte das Schlüsselloch mit Erde und schlug den Deckel so schnell als möglich wieder zu. Ich entdeckte jedoch einen Spalt im Boden der Schachtel und sah, daß es inwendig neuerdings ganz dunkel war.

Dieses Einfangen wiederholte ich mehrmals und als auch nicht ein einziges Mal ein Sonnenstrahl im Kästchen bleiben wollte, rannte ich damit betrübt zur Mutter und klagte ihr meine Enttäuschung. „'s ist recht, Kind", sagte sie, indem sie mir die Haare zurecht streichelte, „sammle fleißig Sonnenschein. Es gibt viele Menschen, die das vergessen. Andere dagegen verstehen diese Kunst und besitzen die Gabe, den gesammelten Sonnenglanz wieder aus sich heraus strahlen zu lassen, wodurch sie ihren Mitmenschen eine wahre Sonne werden."

Ich verstand freilich damals noch nicht recht, was meine gute Mutter damit meinte. „Da", sprach sie, indem sie mir ein leeres Zündholzschächtelchen in die Tasche steckte, „füll' das mit Sonnenschein und bring' mir's wieder."

Wie der Wirbelwind rannte ich davon, stellte es auf den Boden meines Tannenwaldes, und während ich wartete, bis eine ganze Schar voll Strahlen hineingetanzt wären, beobachtete ich das Leben und Treiben der Ameisen, die in der Nähe ein Nest angelegt hatten und eben jetzt im Begriffe waren, ein Tannenzweiglein, das viel größer war als sie alle, mit vereinten Kräften vorwärts zu schieben gegen ihren Bau.



Vom Bergsturz in Engi (Kt. Glarus). — Phot. Krenn, Zürich.
Blick von der rechten Talseite auf das ganze Abbruchgebiet. Im Vordergrund Häuser von Engi. Die mit einem × bezeichnete Stelle zeigt den Eingang zum Schieferbergwerk.

Dann wieder blickte ich den Käfern, Hummeln und Bienen nach, die an schlanken Grashalmen oder am Stamme der Tannen emporkrappelten oder durch die kleinen Moosgärtlein wanderten, die den Waldesboden zierten. War es ganz still, so schlich manchmal auch eine schüchterne Eidechse herbei und sonnte sich auf dem Felsen oben. Für diese Gäste hatte ich mir aus Rohr eine Art Flöte zurecht geschnitten und pfiff ihnen eine Melodie, die aus nur wenigen Tönen bestand, mit träumerischer Einsilbigkeit vor. Ringsum lag friedliche Stille. Man spürte den erfrischenden Heugeruch der Wiesen und über mir flimmerte die herrliche Sommerluft.

Auch der eine oder andere Schmetterling in seinem samtenen oder brokatenem Wams kam daher geflattert und sogar eine zarte, schlanke Libelle in ihrem blau schimmernden Seidenmantel schwebte vorüber. Dann fielen mir vor innerer Wohligkeit die Augen zu, und ich schlummerte selig und wunschlos in meinem kleinen, irdischen Paradiese ein.

Da träumte mir, ich sei ein grüngoldenes Käferlein und sitze auf einer schwankenden Kutsche, deren Boden und Seitenwände aus den Blättern einer Hagrose bestand, und die zwei Räder hatte aus kleinen Margriten. Als Rößlein spannte sich eine seidenschillernde Libelle davor und zog mich durch die klare Himmelsluft weit über der grünen Welt dahin, bis daß wir vor dem goldenen Himmelssaal der Sonne anlangten, von wo all die vielen Strahlen

als willkommene Himmelsboten ausgesandt werden. Dort klopfte ich an und begehrte Einlaß. Es kam ein prächtiger, bunter Schmetterling heraus und erklärte, wir sollen auf die Wolkenwiese gehen und ein Weilchen dort warten, bis er komme, uns zu rufen. Also flogen wir über die herrliche Wolkenwiese hin, und ich neigte mich aus meinem Hagrösleinwagen, um eine der schönen, blauen Himmelsblumen zu pflücken, aber o weh! Da kippte das zarte Wägelein um und ich fiel von der Wolkenwiese herab auf die Erde, und zwar gerade auf den Moosteppich im Tannenversteck, wo ich eingeschlummert war. Ich erwachte von dem Sturz.

„Hansli, Hansli, wo bis du?" hörte ich plötzlich rufen. Ich mochte wohl recht lange geschlafen haben, denn es war schon Dämmerung. Während ich schlaftrunken meine Gliestreckte und wohl erstaunt drein schauen mochte, daß ich trotz des Herunterfallens noch lebte, erblickte ich oben am Wäldchen meine Schwester Gretel, die mich schon lange gesucht hatte. „Es ist spät, Hansli, wir haben schon zu Nacht gegessen, und du bist heute Nachmittag wieder einmal ausgerissen. Der Vater schimpft, du seist überall und nirgends.

Ich schaute mich um nach der Schachtel, aber die Sonnenstrahlen waren richtig inzwischen alle heimlich fortgeflogen, und ich konnte der Mutter keine heimbringen, nicht einmal eine Zündholzschachtel voll.

Ich ahnte aber nicht, daß an diesem wonnigen Sommernachmittag ich dennoch eine kleine Sammlung von Sonnenstrahlen angelegt hatte; nur waren sie vermutlich statt in der Schachtel zu bleiben, unsichtbar in irgend eine geheime Kammer des Herzens hineingewandert, denn sie haben mir in späteren Jahren manche trübe Stunde zu erhellen vermocht mit ihrem goldenen Glanz.

Aus der politischen Woche.

Genfer Schlußtage.

Am Freitag, den 17. September, der schon ein welthistorisches Datum genannt wird, speiste Briand bekanntlich mit Stresemann in Thoiry. Was sie dort besprochen, haben wir bereits mitgeteilt. Den ersten enthusiastischen Kommentaren sind etwas nüchternere gefolgt. Schon am Samstag nachmittag darauf weilte Briand bei Poincaré zu einer Besprechung der Genfer Resultate. Hier scheint die notwendige Uebereinstimmung zu bestehen. Es war ja anzunehmen, daß die beiden Außenminister in Thoiry nur im Einverständnis mit ihren Regierungen unterhandelten.

Auch Stresemann ist bald nach dem Tag von Thoiry nach Hause gefahren. Beinahe hätte ihm eine unschuldige Bierrede den schönen Erfolg seines ersten Auftretens in Genf und den von Thoiry verdorben. Man sprach und schrieb von einem „Zwischenfall". An einem gemütlichen Abend in Gesellschaft von deutschen Presseleuten entschlüpfte dem sonst so beherrschten und abgemessenen Herrn ein unbedachter Satz, der nämlich, daß er in der feierlichen Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund den Beweis erblicke dafür, daß die Schuldfrage zugunsten Deutschlands erledigt sei. Dieser Hinweis auf den Fundamentalsatz im Versailler Vertrag, mit dem dieser selbst steht und fällt — denn aus der Schulderklärung resultierten die Deutschland aufgeladenen Reparationen — machte die französische Presse aufspringen. Die Rede Stresemanns war nämlich durch ein Stenogramm eines deutschen Journalisten in entstellter Form via die Schweizer Telegraphenagentur an Havas gekommen und so wider den Wunsch und Willen des Redners verbreitet worden. Stresemann hatte den Satz dem Sinne nach tatsächlich ausgesprochen, doch nicht in der wiedergegebenen scharfen Formulierung. Der deutsche Minister verwahrte sich denn auch gegen die Interpretation, als habe er die Liquidation der Verträge gefordert. Er habe nur den Fortschritt in der Besserung der Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland andeuten wollen.

Die französische Oeffentlichkeit hat sich denn auch wieder beruhigt. Aber es hat sich auf den Enthusiasmus zu Beginn der großen „Versöhnungswoche" herab doch eine merkliche Abkühlung eingestellt. Die Franzosen werden sich jedenfalls das deutsche Angebot genau ansehen. Wenn die Deutschen die volle Souveränität auf ihrem Boden, eingeschlossen das Saargebiet, und wenn sie die Zustimmung Frankreichs zum deutschen Rückkauf von Eupen und Malmédy erlangen wollen, so müssen sie in der Abrüstungsfrage endlich reinen Tisch machen und müssen ihre wirtschaftlichen Versprechungen für Frankreich realen Wert bekommen. Ueber diese Dinge werden nun die kommenden Besprechungen entscheiden. Man spricht davon, daß der Völkerbundsrat seine Dezembersitzung in Wien abzuhalten gedenke, worauf sich die Donaustadt nicht wenig freut, da sie ja eigentlich die Völkerbundsstadt hätte werden sollen. Wer weiß, vielleicht bringt es Stresemann doch noch zustande, daß..... Die italienischen Zeitungen mutmaßen schon eine Anschlußintrigue hinter den Annäherungsbestreben zwischen Deutschland und Frankreich. Sicher habe der gutmütige Briand dem aufs Ganze gehenden Stresemann in dieser Richtung Versprechungen gemacht. Man sieht, daß schon von dieser Seite aus dafür gesorgt ist, daß Genf nicht abgesägt wird.

Die letzten Geschäfte wurden von der VII. Völkerbundsversammlung im Eiltempo abgetan und die Sitzung dann am Samstag, den 25. September, geschlossen. Hervorzuheben ist aus diesen letzten Verhandlungen die Rede Loucheurs, die die Notwendigkeit der beschleunigten Einberufung der Weltwirtschaftskonferenz begründete. Loucheur wurde darin vom deutschen Delegierten Freiherr von Rheinbaben unterstützt. Loucheur fürchtet, daß Europa an der Schwelle neuer Krisen stehe. Man habe auf der ganzen Linie eine Ueberindustrialisierung auf Kosten der Ernährung. Das Gleichgewicht müsse wieder hergestellt, die Zollmauern müssen überall abgetragen werden. Dazu führt nur eine wirtschaftliche Zusammenarbeit und Verständigung aller Völker.

Die Chinesen als Ankläger.

Die Schlußverhandlungen der VII. Völkerbundsversammlung brachten noch eine kleine Sensation. Mitten in der Aufräumearbeit meldete sich plötzlich noch eine Delegation von 20 chinesischen Studenten und verlangte im Namen der chinesischen Jugend vom Völkerbund gehört zu werden. Sie verteilten ein Manifest mit einer scharfen Anklage gegen Großbritannien, das an China Akte der Brutalität und Barbarei begehe. Es unterstütze offen den Marschall Wu-Pei-Fu, provoziere Schanghai durch herausforderndes Auftreten seiner Truppen, nehme Repressalien vor gegen die Stadt Wan-Sien, weil die Kanton-Chinesen zwei englische Dampfer beschlagnahmt, die einen chinesischen Schoner zum Sinken gebracht hatten. Durch die Beschießung von Wan-Sien seien 5000 friedliche Einwohner, Kinder, Frauen wie Männer, getötet worden. Wenn der Völkerbund dieses Unrecht nicht wieder gut mache, so habe er keine Berechtigung mehr.

Andern Tags wiederholte der Führer der chinesischen Delegation und Gesandte in Rom Tschao-Ting-Tschu die Anklage vor dem Forum des Völkerbundes. Der Engländer Lord Robert Cecil bestritt energisch und herrisch die Richtigkeit der Darstellung, seine Regierung hätte ganz andere Informationen über die Vorgänge auf dem Yangtse. Der Saal blieb stumm und betreten während dieser Szene. Umso lebhafter waren die Kommentare außerhalb des Saales. Man sieht allerorten mit gespanntem Interesse der Lösung dieses Zwischenfalles entgegen. Wenn die Engländer wirklich diese Grausamkeiten begangen haben, was zu untersuchen ist, werden sie dafür vom Völkerbund zur Rechenschaft gezogen oder erweist sich das Weltparlament als noch zu schwach dafür? -ch-